



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Borkowsky, Ernst: Eltern und Kinder : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu der defakenten Stimmung unsrer Literatur, die von Frankreich und Norwegen zu uns herübergekommen ist. In diesen Ländern ist sie erklärlich: unser westlicher Nachbar ist seit dem Deutsch-französischen Kriege in seinem Ansehen und in seiner Ausdehnungskraft sehr zurückgegangen, und das spärlich bevölkerte nordische Reich kann bei seinen bauerlichen Verhältnissen und seinem abgeschiednen Stilleben weder politische noch wirtschaftliche Fortschritte machen. Der Humor ist in der deutschen Literatur selten anzutreffen, da zu dieser Geistesstimmung eine gewisse Herrschaft über das Leben gehört, die unsre Schriftsteller meist nicht besitzen. Unsre Possen und Schwänke bewegen sich ausschließlich im Wort- und Situationswitz, Charakterkomik sucht man vergeblich im deutschen Drama.

Gebildete Männer des praktischen Lebens äußern oft, es sei ihnen nicht möglich, einen naturalistischen Roman zu lesen oder ein modernes Milieustück zu sehen. Sie halten sich gewöhnlich an Zeitungen und Zeitschriften und gehn sehr selten ins Theater. Man hört deshalb häufig die Klage, der literarische Geschmack habe sich verflacht. Sie wäre nicht berechtigt, wenn uns der Naturalismus neue Ideale anstatt widerspruchsvoller Theorien und ein echtes und umfassendes Bild des modernen Lebens anstatt abstoßender Verzerrungen böte.



Eltern und Kinder

Von Ernst Borkowsky in Naumburg a. d. Saale

(Schluß)



Ich glaube, es gibt viele Menschen in unserm deutschen Lande, die sich noch immer höhere Kulturwesen dünken als die Japaner. Aber sie wissen wohl nicht, daß diese Mongolen in ihrer Pädagogik nur sanfte Mittel gebrauchen — und doch werden ihre Söhne Männer mit männlichem Ertragen, mit aufopfernder Heldenhaftigkeit und ritterlichem Gefühl. Wie hätten auch Schwächlinge das ungefüge Rußland besiegen können!

Ein guter Vater nimmt keine Haustyrannenpose an; er gewöhnt sich auch das unerträgliche Allesbesserwissenwollen und den lästigen Dozierton ab und bleibt allein der ältere Kamerad seiner Kinder. Es gibt ein vortreffliches Mittel der Selbstkontrolle. Auch Ellen Key empfiehlt es: Frage dich als Erzieher stets in kleinen wie in großen Dingen: „Würde ich selbst damit einverstanden sein, so behandelt zu werden, wie ich eben mein Kind behandelt habe?“

Kinder sind kein wirtschaftliches Inventar, keine Sachen, sondern Persönlichkeiten. Sie bilden sogar die Majorität der menschlichen Wesen. Sie sind auch keine reinen Blätter, auf die die Eltern ihre Handschrift schreiben dürfen,

keine unfertigen Geschöpfe, die absolutistisch regiert werden können, sondern sie sind in ihrer jahrtausendalten vollberechtigten Kinderkultur ebenso vernünftig wie wir Eltern in unsrer Welt. Immer muß man an die klare Wahrheit denken, die schon in des jungen Goethe „Leiden des jungen Werther“ ihre Worte findet: „Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden, wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke — alles so unverdorben, so ganz —, immer, immer wiederhole ich dann die goldnen Worte des Lehrers der Menschen: »Wenn ihr nicht werdet wie eins von diesen!« ... Und nun, mein Bester, sie, die unersglichen sind, die wir als unsre Muster ansehen sollten, behandeln wir als Untertanen. ... Sie sollen keinen Willen haben? — Haben wir denn keinen? — Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter sind und gescheiter! — Guter Gott in deinem Himmel, alte Kinder siehst du und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn und hören ihn nicht — das ist auch was Altes — und bilden ihre Kinder nach sich. ...“

Die Eltern dünken sich die Alten. In diesem Worte aber liegt ein gefährlicher Vorwurf. Denn Altern ist eine Arroganz oder eine Faulheit. Und wer altert, dem gleiten die Kinder unter der Hand fort; der verliert das Recht, seine Kinder zu erziehen und über sie zu richten. Unberechenbare Fluten, die durch unser Dasein ziehn und mit schnellerm Tempo als in Väterzeiten Farbe und Stärke und Richtung ändern, führen uns zu neuen materiellen Bedürfnissen, wecken ungeahnte Energien, stellen neue Sehnsuchtsziele auf. Wir können in unsern Wohnräumen wohl einmal stilllaunig die Biedermeierzeit auferstehn lassen, aber ein Biedermeier *redivivus* würde sich auch nicht eine Stunde lang unsrer Atmosphäre anzupassen vermögen. Und so — wenn wir die Distanzen verringern — besteht ein fundamentaler Gegensatz der Lebensgewohnheiten und Anschauungen zwischen der Generation von 1870 und uns. Und er wird bestehn zwischen uns und der Menschheit, die jetzt unter unsern Augen heranwächst. Und doch bedürfen wieder die aufeinanderfolgenden Generationen einander, denn die alte ist der Ackerboden, die junge ist die Frucht.

Aber die junge ist nicht das Privateigentum der alten. Die Eltern, die ihre Kinder nicht verstehn lernen, verfallen der Vereinsamung — oder, wo der Eigenwille herrischer ist, geht das Haus in Flammen auf. Wir wissen, wie sie immer gegeneinander aufgetreten sind, leidenschaftlich mit blinder Verkennung, mit dem Eifern des Borns oder auch sich preisgebend in bitterer Resignation: der junge Hutten gegen den alten, der Sohn Luther gegen seinen Vater, der Journalist Lessing gegen das ganze Elternhaus, der Kronprinz Fritz gegen den König Friedrich Wilhelm. Und wer weiß, wieviele Tränen und wie tiefes

Herzeleid auf den Blättern von tausend ungeschriebnen Familienchroniken liegt! Die Nachwelt, die richtet, stellt sich ohne Bedenken auf die Seite der Söhne und ruft mit Niessche dem Vater und der Mutter zu: „Nicht fort sollst du dich pflanzen — sondern hinauf!“

„Wir fabrizieren, sagt der englische Ästhetiker Ruskin, heute alles — außer wirklichen Menschen. Wir bleichen Baumwolle, härten und veredeln Stahl, raffinieren Zucker, formen Porzellan und drucken Bücher. Aber einen lebendigen Geist zu raffinieren, zu reformieren, zu veredeln, das fällt nicht in unsre Profitberechnungen.“ Welcher Vorwurf liegt darin! In keiner Zeit wird das Wort Individualität mehr gebraucht als in unsrer. Aber in keiner war es mehr Phrase. In keiner hat es weniger Individualitäten gegeben. Wir sind so weit, daß jede Originalität gesellschaftlich beinahe unmöglich geworden ist, und daß man schlichte Herzlichkeit und frische Natürlichkeit höchstens in alten Romanen noch erträglich findet. Wie eine starre, dicke Lavakruste liegt die Unwahrheit des Lebens auf uns. Und wir fühlen es sogar nicht einmal. Nicht auswendig soll euer Schmuck sein! predigt der Apostel Petrus; nicht in stolzen Kleidern, in gezierten Haaren und in goldnen Ketten soll er bestehn — „sondern der verborgne Mensch des Herzens, unverrückt, mit sanftem, stillem Geiste — das ist köstlich vor Gott“. Laßt wenigstens die Kinder inwendige Menschen werden, nicht Maskengesichter, Streber, Tabellenmenschen, sondern Charaktere!

So lange uns das Menschentum fehlt, bleibt unsre gerühmte Kultur eine Barbarei. In der Ferne hören wir die mahnende Prophetenstimme Tolstoj's. Das vorige Jahrhundert war glücklicher. Wer die deutsche Jahrhundertausstellung in Berlin besucht hat, dem wird es überraschend gewesen sein, was für Entdeckungen da in den Regionen der Porträtkunst der dreißiger Jahre zu machen waren. Welche Fülle von Originalität und Individualität bei den Malern und bei den Gemalten — und dazu wieviel Treue und Schlichtheit und wieviel Innigkeit und Innerlichkeit! Und ganz ähnliche Gedanken ranken sich empor, wenn man in den Lebensbeschreibungen jener alten Tage blättert. Goethes „Wahrheit und Dichtung“ führt uns schon etwas zu weit zurück; aber der Zufall hat mir drei andre Bücher vor kurzem in freundlicher Eintracht nebeneinander auf den Tisch gelegt. Sie haben den vollen Lebenshauch eingefangen, der durch ihre Jugend wehte, und tragen nun selbst ihr ruhiges Behagen in die Seele des Lesers hinein. Man muß sie allen Müttern und Vätern empfehlen, die Ellen Key's Buch oder „Die Kinderkultur“ von Charlotte Perkins Gilman nicht lieben oder nicht gleich auf Rousseau zurückgreifen wollen. Es sind Wilhelm von Kugelgens, Ludwig Richters und Ernst Rietschels Memoiren.

Nur der erste hatte einen wohlbegüterten Weltmann zum Vater, der zweite war der Sohn eines kleinen Kupferstechers und der dritte der Sohn eines Handwerksmanns, der arm war wie eine Kirchenmaus. Es gab wohl viel Konvenienz damals, und würdige Förmlichkeit regelte den Verkehr der Gesellschaft,

aber wie treuherzig und ehrlich bleibt doch bei alledem die Art, wie sich der Mensch seinem Mitmenschen gibt. Die anspruchslose Gewöhnung des Daseins macht immer ein freundliches Gesicht, ist dankbar für jeden Sonnenstrahl. Und ob auch hungernde Dürftigkeit am Tische sitzt, der Mensch verliert nie das Wohlgefallen am Leben, wirft nie das Vertrauen dahin, krümmt sich nicht zur Mißgunst, schwillt nicht zum Haß. Das Leben geht in einem engen Raum, aber desto liebevoller können die regen Sinne alles umfassen, was in ihrem Mikrokosmos sein Wesen treibt. Die Leute, die hier zu uns kommen, haben einen blauen Kinderblick und dann noch etwas, was sie fähig macht, in den gleißenden und gleitenden Worten dieser Erde nicht das lebenssteuernde Element zu sehen: ein glückseliges, charaktervolles Gott- und Weltvertrauen gibt ihnen allen die Haltung! Diese Haltung — das ist eben das wesentliche; was äußerlich anhängt, ist Schall und Rauch.

Und was war es denn für eine Jugend, von der Ernst Rietschel erzählt! Kartoffeln und Wassersuppen tagaus tagein und aufgeklopfte Pflaumenkerne statt der Mandeln im Weihnachtsstollen. Die Mutter hat wohl ihren Bürgerstolz als Schullehrerstochter, aber sie holt sich das Reisig aus dem Walde, und den kümmerlichen Vater kann das Beutlerhandwerk nicht mehr nähren. Aber dennoch für seine paar Pfennige kauft er dem Jungen Bilderbogen, und er füllt ihm kleine Muscheln mit Tuschfarbe und sitzt mit ihm über alten illustrierten Bücherkatalogen, und zwei junge und zwei alte Augen strahlen im Scheine eines möglichen Glücks: „Sieh, Ernst, wenn wir das kaufen könnten!“ An diese Stunde muß der Knabe denken immerdar, und auch an die andern, wenn die Winterdämmerung da war, und er zuhören durfte, wie man ein Stück aus Robinson vorlas. Oder der Pfingsttag kommt ihm wieder, wo er frühmorgens seinem Vater einen Strauß Orchideen von der Waldwiese holte. Die Sonntagstillte lag auf Feld und Flur, überall grünte das Leben in Busch und Baum, und dazu der festliche Hintergrund des Tages und im voraus die Freude an dem, womit sich der Knabe die Woche hindurch zeichnend oder malend beschäftigen wollte. In dieser Armut welcher Reichtum!

Durch Ludwig Richters Kindheit wandeln würdig die kleinbürgerlichen Gestalten der Napoleonszeit. Und alles ist Behagen und altmodische Poesie, und der Duft liegt darauf, der sich aus dämmernden Stuben, trüben Öllämpchen und Märchenerzählungen von der unschuldigen Genoveva und der schönen Melusine zusammensetzt. Aber der eine Abend, wo er mit seinem Vater eine Kupferstichsammlung durchblättern darf, steht wie ein schönes Zaubergebilde vor ihm: „Es muß doch etwas Großes und Gewaltiges sein um die Kunst, daß sie die Herzen so warm und so lebendig machen kann!“ Rietschel und Richter haben auf der Volksschule nicht viel mehr als das A b c und das Einmaleins gelernt. Um so mehr hat sich die Pädagogik am dritten, an Wilhelm von Kugelgen, versucht. In und außer dem Hause, in Städten und Dörfern, auf Privat-instituten und auf öffentlichen Schulen ist er erzogen. Er war ein frischer,

geweckter Junge, und seine Erzieher waren prächtige, frohe Menschen, die selbst noch reichlich viel von der Wärme goldiger Jugendtage in ihrem Herzen verspürten. Und doch war ihm der regelmäßige Unterricht eine Plage, dieses „Lernen von Dingen, die niemand zu wissen begehrt“. „Heutzutage, sagt er in seinem späten Alter, wird mehr gelehrt, als gelernt werden kann; in meiner Jugend wars umgekehrt; man hatte nicht so viele Lehrobjekte, zersplitterte sich weniger und ließ dem Privatfleiß mehr Raum.“

Der Knabe aber sitzt wohl im Schloßgarten zu Bernburg zu früher Morgenstunde am einsamen Lieblingsplatz, den Thomas a Kempis in der Hand, und zerfließt in süßer Schwärmerei. „O es ist unsterblich schön, welcher Entzückungen und Seligkeiten eine Knabenseele fähig ist, wenn sie den Staub der Schule abgeschüttelt.“ „Kinder sind glückliche Poeten; der frische Spiegel ihrer Seele reflektiert noch alle Wunder der Natur mit gleicher Schärfe, und überall ist eine Fülle des Genusses.“

Aus allen diesen drei Menschen ist etwas geworden. Und das verdanken sie — gerade wie vor ihnen auch Goethe — ihrem Elternhause. Die Mütter waren immer gütige, stille Wesen, die Väter immer wirkende Naturen, hinausgehoben über ihre Umgebung. Nie brachen sie mit ihrem Besserwissenwollen die zarten Sprößlinge eigenartiger kindlicher Willensäußerungen ab, und doch haben die Söhne auf diese Wegweiser ihrer Jugendtage allezeit mit heiligem Respekt geschaut. Am deutlichsten vermag hier Kugelgen zu zeichnen, daß wir den Vater mit Fingern greifen, diesen prächtigen Mann mit seiner Vornehmheit und Ritterlichkeit, mit dem hellblauen Blick, der die Sonnenseite an Menschen und Dingen sieht, der immer der vertraute Freund seiner Kinder bleibt und sich selbst die Phantasterei und die Biegsamkeit des Gemüts bewahrt, um mit den Jungen jung zu sein, mit ihnen Bogen zu schießen, zu klettern, laufen, springen und baden.

Und nun die Mutter. Ein mädchenhaft reiner Sinn. Der gute Hausgeist, immer ohne Launen, immer einfach und wahrhaftig. Eine fromme Frau. Sie setzte ganz im Einverständnis mit dem theologischen Erzieher die Religion vom Lehrplan ab, damit das Herzliche nicht zum Abstrakten versteinere. Aber dafür sprach sie in unvergeßlichen Feierstunden von göttlichen Dingen mit so überaus zarten Worten und Empfindungen, daß ihren Kindern das Christentum allezeit Herzenszuflucht, Erhebung, Trost und Freude blieb. Ihr Stolz war, eine gute Frau und gute Mutter zu sein. Sie beschäftigte, sie unterrichtete ihre Kinder. Sie brachte sie zur Einsicht des Unrechts, das sie begangen hatten. Ein Kuß, den sie zum Lohn auf die Stirn des Knaben drückte, lag auf diesem wie eine Weihe und Verklärung. Wenn sie ihm einmal beim Abschiede den geknickten Hemdkragen glatt strich, dann fühlte er erst den ganzen Tag, wie lieb er seine Mutter hatte, und schonte den Kragen auf seinem ganzen Wege, damit er möglichst lange so bliebe, wie er von ihrer Hand gelegt war. Sie duldete im Hause keine Prunkzimmer. Die besten Räume sollten bewohnt sein; sie

waren hell und lustig, mit einfarbigen Wänden, von ein paar guten Bildern geschmückt; keine vertrackten Möbelpantomime, nichts verhangen, verschleiert, verkrämt, nichts, was bloß des Putzes wegen dagewesen wäre. Bis auf das Essen erstreckte sich die Selbstverständlichkeit des Einfachen und Gesunden. Im Wohnzimmer hängt eine Kopie der Sistineischen Madonna. Es ist das Palladium des Hauses. Bis zu seinem Tode hat der Knabe diese himmelreinen Augen gefühlt. Und darunter brennt die Lampe. Und die Mutter liest vor. Und der Vater modelliert kleine Götter- und Heldengestalten. Und die Kinder sitzen alle herum mit seligen großen Augen, und ein Freund des Hauses pappt ihnen eine Ritterrüstung aus Silberpapier. Hier ist Hausstimmung. Und hier sind Menschen. Keine blassen Schemen, sondern Charaktere voll Saft und Kraft und blühender Lebensfarbe, menschliche Menschen. Und die tun uns not. Und die werden uns erstehn, wenn wir uns wieder daran gewöhnen, in der Schule zwar einen wichtigen Teil des Lebens, aber nicht das Leben selbst zu sehen, wenn wir verlernen, die Erwachsenen und die Kinder nach der Rangordnung zu schätzen, wenn wir die Andacht des Lebens wiederfinden, wenn wir das Haus wieder zu einem Heiligtum machen und die Kindheit zu einem Paradies. Die Eltern, die wieder erziehen wollen, brauchen nicht gelehrt zu sein; aber einen unbefangenen Sinn und offene Augen und ein allezeit heitres Herz — das müssen sie haben. Von der Erinnerung einer köstlichen Jugendzeit geht es wie Sonnenstrahlen durch das ganze Leben hin. Über eine Seele, die von dieser Wärme erfüllt ist, wird keine Weltverdrossenheit jemals volle Gewalt gewinnen. Aber wer sie entbehren muß, der wandert im engen Tal und findet nie die freie Höhe, von der der Geist die Welt ringsum meistert.



Adolf Schmitthenner

Geboren in Neckarbischofsheim 24. Mai 1854, gestorben in Heidelberg 22. Januar 1907

Eine Erinnerung von Richard Weitbrecht in Wimpfen



Es war um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, da kehrte ich wieder einmal nach längerer Pause in dem gastlichen Stadtpfarrhause in Heidelberg ein. In welchem der vier, die Adolf Schmitthenner während seines Heidelberger Aufenthalts seit 1893 bewohnt hat, weiß ich nicht mehr: sie waren recht verschieden, aber die durch nichts zerstörbare Liebenswürdigkeit dieses liebenswertesten unter allen Menschen, die ich kennen lernte, war in allen die gleiche; nicht minder seine Anspruchslosigkeit in den Dingen des äußern Lebens und die unendliche Herzensgüte, die ihn ja auch, da er sich